

MEISTER ECKEHART STUDIENKREIS

Hospitalkirche, 20. Februar 2006 (Referat C.Henneberg)

PREDIGT 10

Meister Eckehart, Deutsche Predigten und Traktate, herausgegeben und übersetzt von Josef Quint, 1963 (Seiten- und Zeilenangaben Diogenes TB 20642)

Quasi stella matutina in medio nebulae (Jes. Sir. 50,6/7)

In der 10. Predigt stützt sich M.E. auf den *Liber XXIV philosophorum* (Buch der 24 Philosophen) des *Hermes Trismegistos* (Hermes der Dreimalgrößte), der nach einer spätantiken christlichen Überlieferung ein prophetischer Zeitgenosse des alttestamentarischen Moses gewesen sein soll. Das Buch ist eine Sammlung philosophisch-poetischer Sätze über Gott aus dem 12. Jahrhundert, mit der auch Thomas von Aquin (1224-1274) und Albertus Magnus (um 1193-1280) gearbeitet haben.

Aus dieser Sammlung greift M.E. von drei Aussagen über Gott die zweite heraus, um sie ausführlich zu behandeln; sie lautet: "Gott ist etwas, das notwendig über dem Sein ist, das in sich selbst niemandes bedarf und dessen doch alle Dinge bedürfen" (S.195,15).

Die Vorstellung vom Über-Sein Gottes steht in neuplatonischer Tradition (*Dionysius Areopagita, s. Anmerkung **) und im Gegensatz zu einer von aristotelischer Ontologie beeinflussten Theologie, für die Gott das reine Sein ist, über das es keine Transzendenz geben kann. Obwohl sich M.E. der auseinander strebenden Konsequenzen der Anwendung beider Meinungen bewußt ist, vertritt er mit Bestimmtheit die Vorstellung vom Über-Sein Gottes als der auch von Thomas von Aquin vertretenen Leitlehre des Dominikanerordens. **Es** ist als besonders wichtig festzuhalten, daß M.E. damit ebenfalls weit über die gleichsam starren Kategorien der aristotelischen Ontologie ins Mystisch-Spekulative hinausgreift.

Gott muß demnach 'größer' als alles sein, was Sein, Zeit oder Ort hat, doch was er als Einer in allen geschöpflichen Dingen ist, muß notwendigerweise ebenfalls Eins sein. So auch die Seele selbst, die keineswegs nur im Herzen oder im Fuß oder im Auge oder in einzelnen Gliedern, sondern - nach stoischer Überlieferung von einem einheitlichen beseelenden Prinzip - ganz, ungeteilt und vollständig überall im Leib wohnt (S.195,25).

(Vergleichsweise begreift auch das NUN Eckeharts alle Zeit von der Erschaffung der Welt an bis zum jetzigen Augenblick als ungeteiltes Eines in sich.)

Das ungeteilte göttliche Eine in der geschaffenen Seele, das mit dem ungeteilten Einen Gottes eins ist, nennt M.E. 'Seelenfünklein', um damit auszudrücken, daß es, gleichsam durch das Feuer der Liebe erzeugt, die eingeborene Tendenz hat, zu Gott empor zu streben und sich wieder mit ihm im NUN zu vereinen. (Es ist dies - in irdischen, zeitlichen Kategorien gedacht - ein einziger Vorgang, in welchem Wirken und Werden zusammenfallen, den man sich bildlich als gleichzeitige Implosion und Explosion einer immer wieder neu entstehenden Supernova vorstellen kann.)

Die Begründung für das neuplatonische Philosophem vom Über-Sein Gottes liefert M.E. mit dem Satz "Ehe es noch Sein gab, wirkte Gott; er wirkte Sein, als es Sein noch nicht gab" (S.196,18 ff.). Folglich wirkte er im Nicht-Sein, und zwar nicht als personaler Gott-Vater, sondern als pure Gottheit, die nach mittelhochdeutschem Wortverständnis ewig 'gottet'. Damit ist Gott jedoch nicht das Sein abgesprochen, sondern sein Sein in ihm vielmehr erhöht, wie denn Gott alle Gegensätze in sich begreift; er ist "weise ohne Weisheit, gut ohne Gutheit, gewaltig ohne Gewalt" (vgl. Augustinus, *De trinitate*).

Im Folgenden behandelt M.E. die Frage nach den 10 Seinsweisen oder Prädikamenten, wie sie die aristotelische Philosophie lehrt, von denen jedoch keine Gott berührt, obwohl er auch keiner von ihnen ermangelt. Von diesen zehn Seinsweisen (Substanz, Quantität, Qualität, Wirken, Leiden, Ort, Zeitpunkt, Lage, Beschaffenheit, Relation) heißt die letzte, sozusagen schwächste, die am allerwenigsten Sein enthält, zu deutsch Beziehung. Sie ist freilich im Allergrößten, das am meisten Sein besitzt, nämlich in Gott, in gleichem Maße wirkend, weil deren 'Zugkraft' wie bei einem Seil an beiden Enden. d.h. bei Gott und der Seele, gleich stark ist.

über den Begriff der Beziehung gelangt M.E. zur wesentlichen Aussage über die Gleichheit und sagt: "In Gott sind aller Dinge Urbilder *gleich*; aber sie sind *ungleicher* Dinge Urbilder. Der höchste Engel und die Seele und die Mücke haben ein gleiches Urbild in Gott (S.197,2)". Da aber Gottes über-Sein kein Sein im aristotelischen Sinn hat, hat Gott auch keine eigenschaftliche Gutheit, die ja am Sein haften muß und nicht weiter als das Sein reicht. Gleichwohl ist auch das Gegenteil wahr, sagt doch Jesus Christus: "Niemand ist gut als Gott allein" (Mc. 10, 18).

Was aber heißt gut? "Das ist gut, was sich mitteilt," lautet die Antwort (S.197,11 ff.). Wir nennen den einen guten Menschen, der sich mitteilt und nützlich ist, weswegen etwa ein Einsiedler in diesem Sinne weder gut noch böse ist. Aber "Gott ist das Allermitteilsamste", d.h. etwas, das sich '*gemeinhin*' mitteilt (mhd. *sich gemeinet*); er "teilt (nämlich) das *Seine* mit, weil er aus sich selbst ist, was er ist, und in allen Gaben, die er gibt, gibt er zuerst stets sich selbst" - so wie auch die Sonne ihren Schein überallhin sendet (S.197,19 ff.). Am allermitteilsamsten ist er darin, daß er sich durch seinen Sohn mitteilt.

Nehmen wir nun aber Gott nicht in seinem über-Sein, sondern nur in seinem Sein, "so nehmen wir ihn in seinem Vorhof, denn das Sein ist sein Vorhof, in dem er wohnt" (S.197,25 ff.). Gemeint ist damit der Vorhof des eigentlichen Tempels, in dem er als heilig erglänzt, nämlich in der Vernunft (mhd. *Vernünffticheit*). "Dort ist er allein in seiner Stille ... und erkennt im Erkennen seiner selbst sich selbst in sich selbst" (S.197,32).

Nicht anders ist es mit dem Erkennen in der Seele, die neben manchen anderen Kräften, die im Leib wirken, ein "Tröpflein Vernunft" besitzt, mit der sie denkt (an früherer Stelle nannte M.E. diese Kraft 'Seelenfünklein'). Er sagt: "Diese Kraft stellt in sich die Dinge vor, die nicht gegenwärtig sind, so daß ich diese Dinge ebensogut erkenne, als ob ich sie mit den Augen sähe, ja, noch besser - ich kann mir eine Rose sehr wohl auch im Winter denkend vorstellen -, und mit dieser Kraft wirkt die Seele im Nichtsein und folgt darin Gott, der im Nichtsein wirkt" (S.198,8 ff.).

{Dabei ist zu beachten, daß die eben genannte Rose als ein Gedankending im platonischen Sinn identisch mit der göttlichen Idee von der Sache ist und deshalb neben der singulären Natur gleichzeitig einen Gattungsbegriff enthält.)

Vom Begriff der Gutheit gelangt M.E. zum Begriff der Liebe und sagt: "Die Seele, die Gott liebt, die nimmt ihn unter der Hülle der Gutheit. Vernunft aber zieht Gott die Hülle der Gutheit ab und nimmt ihn bloß, wo er entkleidet ist von Gutheit und von Sein und von allen Namen" (S.198,19 ff.) - was soviel heißt wie: die Seele nimmt ihn in seinem Über-Sein. "Wie lieb wir {aber} Gott haben sollen, dafür gibt es keine bestimmte Weise: so lieb, wie wir nur immer vermögen, das *ist ohne Weise*" (S.196,11).

(Ähnlich verhält es sich für einen Arzt, der einen Kranken gesund machen will: Er kennt keine bestimmte Weise von Gesundheit, *wie* gesund er den Kranken machen wolle, sondern nur, *daß* er ihn gesund machen und *womit* er ihn möglichst gesund machen will.)

Im weiteren Verlauf der Predigt untersucht M.E. die Frage, welche Rolle in der Liebe zu Gott die Vernunft bzw. der Wille spielt, der nach seiner Auffassung für das Lieben selbst grundlegend ist, und kommt zu dem Schluß, daß es der Wille ist, der Gott unter dem Mantel der Gutheit nimmt, die Vernunft aber Gott nackt erkennt, wie er von Gutheit und Sein entkleidet ist (S.198,29). Es ist m.a.W. die unpersönliche Gottheit, die sich (noch) nicht in die Trinitarität ausgegossen hat. Allein davon wird die Seele selig, daß Gott vernünftig ist und sie dies abbildlich wie in einem Spiegel erkennt (S.199,3).

Abschließend wendet sich M.E. noch einmal dem 'poetischen' Motto der Predigt "Wie ein Morgenstern mitten im Nebel" zu, wobei er in typisch scholastischer Weise ein einzelnes Wort, und zwar das Wörtlein wie (*quasi*) ausdeutet, das auch die Schulbuben der damaligen Zeit Ad-Verbum, Beiwort, nannten. Wenn nun "das Allereigentlichste, was man von Gott aussagen kann, das Wort und die Wahrheit ist, und Gott sich selbst ein Wort nennt (Joh.I,1), ist damit angedeutet, daß die Seele bei diesem Wort ein Beiwort sein solle" (5.199,15 ff.).

(Die außerdem von M.E. noch angeführten Beispiele aus dem Bereich der zeitgenössischen Naturwissenschaft und Astronomie müssen hier nicht weiter interessieren. Sie führen allerdings zu einem der schönen, souveränen Eckehartschen Kernsätze, der so lautet: "Wer weiter nichts als die Kreaturen erkennen würde, der brauchte an keine Predigt zu denken, denn jegliche Kreatur ist Gott voll und ist ein Buch" (S.200,3).)

Die Predigt endet mit der dreifachen Definition des 'Wortes' (logos):

1. "gibt es ein hervorgebrachtes (geschaffenes) Wort: das ist der Engel und der Mensch und alle Kreaturen."
2. "gibt es ein anderes Wort, gedacht und vorgebracht (geäußert), durch das es möglich wird, daß ich mir etwas vorstelle."
3. "gibt es noch ein anderes Wort, das da sowohl unvorgebracht (ungeäußert) wie ungedacht ist, das niemals austritt; vielmehr bleibt es ewig in dem, der es spricht. Es ist im Vater, der es spricht, immerfort im Empfangenwerden und innebleibend" (S.200,11 ff.).

Demzufolge "liegt Gottes Seligkeit im Einwärtswirken der Vernunft, wobei das 'Wort' innebleibend ist. Dort soll die Seele ein 'Beiwort' sein und mit Gott ein Werk wirken, um in dem in sich selbst schwebenden Erkennen ihre Seligkeit zu schöpfen: in demselben, wo Gott selig ist" (S.200,23 ff.).

* Anmerkung

Dionysius Areopagita, De caelesti hierarchia VII,1-2 (übers. Heil):

Zuerst von allem ist nun jene eine Wahrheit auszusprechen, daß aus Güte das Gottesprinzip, selbst über allem Sein stehend, das Sein all dessen, was ist, begründet und zum Dasein gebracht hat. Alles Seiende hat demgemäß Anteil an der schöpferischen Vorsehung, die aus der alles verursachenden Gottheit jenseits von Sein und Denken hervorquillt.